



Solidarität – Wagnis und Herausforderung

Jürgen und Ingeborg Müller-Hohagen

1. Erfahrungen in Dachau

Die Einsicht hinter diesem Vortrag lautet: Entweder die Menschheit findet insgesamt zu neuen Formen des Miteinander, der Verbundenheit, dabei auch zu einer Grenzen überschreitenden Solidarität, oder es wird in näherer Zukunft zu noch weitaus heftigeren inner- und interstaatlichen Verwerfungen kommen, als sie uns gegenwärtig schon beunruhigen.

Zu dieser These kann man auf vielen Wegen kommen. Unsere Zugänge stammen aus zeitgeschichtlicher Arbeit, aus psychologischer Beratung und Therapie, aus Erfahrungen in der Schule. Alles ganz konkret. Ihren Hintergrund macht dabei die wohl massivste Spaltung der Menschheitsgeschichte aus, nämlich das völlig auf Zerteilung basierende NS-System, das noch weit über die traditionellen Spaltungen von Freund und Feind hinausging, am extremsten ausgeführt in der Spaltung von „lebenswert“ und „lebensunwert“, von „Herrenmenschen“ und „Untermenschen“. Das wurde in gnadenlose Praxis umgesetzt und führte zu millionenfachem Mord, organisiert, verübt oder angeordnet von meist ganz „normalen“ Angehörigen der Kulturnation Deutschland.

„Spaltungen sind auch keine Lösung“, so heißt zu recht der Tagungstitel. Genau dessen Gegenteil wurde damals mit allen Mitteln angestrebt: „Spaltungen bringen uns, den Ariern, und damit der ganzen Welt das Heil!“ Das bedeutete, nur über Abspalten, Aussondern, Ausmerzen führe der Weg in die vermeintlich glorreiche Zukunft.

Einerseits ist dieses gigantische Spaltungsprojekt seit dem 8. Mai 1945 Vergangenheit. Andererseits ging das Spalten in großem Maßstab weiter in Form der Teilung zwischen Ost und West, in Deutschland, in Europa, in weiten Teilen der Welt. Und noch einmal andererseits: Die gesellschaftlichen und die persönlichen Folgen dieser politischen Spaltungen gehen über Jahrzehnte. Mindestens. Wenn wir uns hier auf die Nachwirkungen der NS-Zeit fokussieren, handelt es sich bereits um mehr als siebzig Jahre. Aber was bedeutet dieser Zeitraum schon angesichts der Verheerungen?

Um was für eine Dimension es sich dabei handelt, merkten wir beide erst allmählich im Nachklang eines vergleichsweise minimalen Ereignisses in unserem privaten Leben: ein Umzug als Patchworkfamilie über eine Distanz von nur 18 Kilometern, aber von München nach – Dachau. Hier, an diesem weltbekannten Ort, einem der Synonyme für den Nazi-Terror, ging uns dank dortiger zeitgeschichtlicher Aktivitäten konkret auf, wie sehr wir trotz intellektueller Geschichtskennntnisse „dies alles“ von uns abgespalten hatten. Wir wussten darum, aber eine wirkliche Bedeutung für unser Leben hatte es nicht gehabt. Wir waren dann erschüttert und beschämt über unsere Verdrängung und Verleugnung, unser Wegschieben in getrennte Schubladen. Dieser Umzug fand 1982 statt, also vor jetzt 36 Jahren.

Damals war zeitgeschichtliches Nachforschen gerade dabei, über den Zirkel der Spezialisten hinaus die Zivilgesellschaft zu erreichen. Dachau war hierin ein Vorreiter. So waren wir erstaunt, welchen Platz Themen in Bezug auf die NS-Vergangenheit im dortigen Lokalteil der *Süddeutschen Zeitung* einnahmen, ganz im Unterschied vorher zu München, wo uns so etwas kaum aufgefallen war. Lieber sah sich die ehemalige „Hauptstadt der Bewegung“ als „heimliche Hauptstadt“ oder als „Weltstadt mit Herz“. Nachdem wir uns dem 1980 gegründeten zeitgeschichtlichen Verein *Zum Beispiel Dachau* angeschlossen hatten, erfuhren wir zum Beispiel, dass das KZ nicht etwa von Dachau aus gegründet worden war, sondern von München, vom Gauleiter und kommissarischen Innenminister Wagner und vom Polizeipräsidenten Heinrich Himmler. Immer wieder ist bis heute eine Linie des Abspaltens zwischen München und Dachau zu sehen, wenn es um die NS-Vergangenheit geht.

Was nun Dachau selbst betraf in den achtziger und neunziger Jahren, so waren die Schatten der Vergangenheit überdeutlich auch in den aktuellen Verhältnissen spürbar. Die Stadt war voll von Spannungen und tief reichenden Spaltungen: Da wurde das eine und das andere Dachau beschworen, also der Unterschied zwischen KZ einerseits und der uralten, liebenswerten bayerischen Stadt mit Wittelsbacherschloss und bedeutender Künstlerkolonie, da gab es enorme Gräben zwischen Stadtpitze sowie breiten Teilen der Bevölkerung auf der einen Seite und der Gedenkstätte auf der anderen, zwischen dem einen Verein und dem anderen, zwischen zeitgeschichtlich Aktiven (meist Zugezogene) und Alteingesessenen. Allmählich sind dann aus diesen Spaltungen fruchtbare Räume von Auseinandersetzung und Diskussion geworden, und Dachau wurde zu einem durchaus modellhaften Lernort.

Dabei hat das unermüdliche Wirken ehemaliger Verfolgter eine enorme Rolle gespielt. Viele haben wir selber kennen gelernt, am intensivsten dabei Eugen Kessler und Resi Grünwiedl, über die wir jetzt zwar nur kurz, aber beispielhaft und speziell mit Blick auf die Themen von Spaltung und Solidarität berichten. Mit ihnen war eine Freundschaft entstanden, die uns alle vier bewegt und verändert hat. Von daher sehen wir in den folgenden Ausführungen Solidarität, Freundschaft, soziales Miteinander eng verbunden.

Eugen Kessler (1912 – 1999)

Aufgewachsen in einer Münchener Handwerkerfamilie, verlor Eugen Kessler zu Beginn seiner Jugendzeit durch die Scheidung der Eltern viel am zuvor gewohnten Rückhalt. Umso wichtiger wurden Orientierungen im Rahmen des Arbeitersports. Hier erhielt er viele Anregungen und Erklärungen für gesellschaftliche Zusammenhänge, was in der achtstufigen Volksschule nicht vorgekommen war. Er schaute sich in alle politischen Richtungen um. Die Zielsetzungen der sozialistischen Bewegungen entsprachen ihm dabei am meisten. So beteiligte er sich 1932 an der Flugblattkampagne: „Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler, und Hitler bedeutet Krieg.“ Diese noch unter demokratischen Verhältnissen erfolgten Aktivitäten brachten ihn 1935 zusammen mit dem Vorwurf, er habe später die nur noch in der Illegalität wirkende KPD unterstützt, in so genannte Schutzhaft ins KZ Dachau. Dort war er von November 1935 bis Oktober 1937. „Jetzt lernte ich den Faschismus erst in seiner ganzen Brutalität kennen.“

Nach der Entlassung arbeitete er, immer argwöhnisch von der Gestapo beobachtet, in seinem erlernten Beruf als Maler (Anstreicher). Allerdings war das nur über Schwarzarbeit möglich. Trotzdem gelang es ihm 1939, die Meisterprüfung zu machen.

Die Gestapo übte massiven Druck aus, um die Verbindung zu seiner späteren Ehefrau und deren beiden Kindern zu beenden. Solche Spaltungsattacken mit Blick auf die Familien gehörten zum „Standardprogramm“ des NS-Staats gegenüber den ihm Unterworfenen. Im KZ Dachau war das alltägliche Praxis (siehe Schecher), um die Gefangenen noch zusätzlich zu den direkten Quälereien zu zerbrechen. Auch Eugen Kesslers seinerzeitige Verlobte hatte sich während seiner Haftzeit von ihm losgesagt. Spaltungen überall. Umso mehr wusste Eugen Kessler alle Handlungen der Unterstützung, der Solidarität unter den Häftlingen zu schätzen. Immer wieder hat er uns davon erzählt.

Mit Kriegsbeginn bekam er den Stellungsbefehl. „Ein Antifaschist mehr an der Front.“ Und dann musste er 1941 auch noch am Einmarsch in die Sowjetunion teilnehmen: „Ich, der KZler, der von Jugend an den Krieg hasste, der zeitlebens als Pazifist und Humanist seinen Standpunkt vertrat und Flugblätter verteilte, die sich gegen den Krieg und den aufkommenden Faschismus wendeten, ausgerechnet ich war gezwungen, diesen Überfall mitzumachen. Als Kradmelder versuchte ich dann immer wieder überzulaufen, aber es gelang mir nicht. Die Infanterie hat mir einige Male den 'richtigen Weg' zurück zur Einheit gezeigt.“ (Lebensbericht) Erst am 4. Mai 1945 glückte es unter größter Lebensgefahr zusammen mit einem Kameraden – zwei weitere kamen dabei durch Minen um.

Selbst noch während dieser äußerst schwierigen Jahre war es ihm möglich, sich so weit wie nur möglich dem Zugriff des NS-Staats und ihres Kriegsapparats zu entziehen. Was er uns darüber berichtete, erinnerte sehr an den „braven Soldaten Schwejk“. Und so viel er nur konnte, unterstützte er andere, insbesondere seine neue Familie.

Anfang 1948 kehrte er aus der Kriegsgefangenschaft zurück zur Familie nach München, baute in den Folgejahren seinen eigenen Malerbetrieb auf und engagierte sich tatkräftig in der *Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes* und in der *Lagergemeinschaft Dachau*, deren Präsident er von 1975 bis 1990 war.

Die zentrale Bedeutung, die er Freundschaft, Verbundenheit, Solidarität gab, war das, was uns an ihm besonders anzog, und dieses wechselseitige Verständnis wurde Grundlage unserer ganz persönlichen Freundschaft.

Gerade hierin, in der Wertschätzung solcher Verbundenheit, sehen wir im Zusammenhang dieses Vortrags auch so etwas wie ein Vermächtnis von Eugen Kessler. Glücklicherweise habe ich (Jürgen Müller-Hohagen) 1995 ein Tonbandinterview mit ihm gemacht, und daraus zitieren wir zum Thema Solidarität exemplarisch die folgenden Worte:

„Wenn ich an Solidarität in meinem Leben denke, dann gehe ich in das Lager Dachau zurück: Da war der Ludwig Schecher neben mir gelegen, und der Ludwig war sehr bemüht um mich, als hätte ich sein Sohn sein können. Ich hab’ bei ihm einen Teil Englisch gelernt, Stenografie, Schachspielen. (...) Wie ich entlassen wurde, hab’ ich ihm lange Zeit Geld geschickt, bis ich zum Barras gekommen bin, da hab’ ich das einstellen müssen, weil ich ja nichts mehr gehabt hab’. Und ich hab’ ihn gesucht, nachdem ich aus der Kriegsgefangenschaft zurück war, 1949. Und als ich endlich seine Adresse hatte, hab’ ich erfahren, dass er drei oder vier Wochen zuvor verstorben sei. Also, ich bin mit ihm nicht mehr lebend zusammengekommen. Aber ich denke an ihn bis heute.

Was ich unter Solidarität begreife?

Die Hilfe für den Nächsten, das ist Solidarität. Solidarität ist nicht nur irgendein hoher Wert, sondern sie ist Ausgangspunkt der Erziehung. Und sie hat sehr viel auch mit der Zukunft zu tun, mit der Jugend, wie die wiederum die Welt einschätzt, wie sie überhaupt Solidarität kennenlernt, die ja auch unter den Begriff Menschenwürde und Menschenrecht fällt.

Solidarität ist Hilfe für den Menschen.

Antifaschismus und Solidarität gehören zusammen“ (Jürgen und Ingeborg Müller-Hohagen: *Wagnis Solidarität*, S. 24).

Diese Verbindung von Persönlichem und Politischem, wie Eugen Kessler sie hier spontan in unserem Gespräch gezogen hat, ist uns außerordentlich wichtig. Sie ist Leitlinie dieses Vortrags.

Resi Grünwiedl (1905 – 2003) – die Kämpferin und Martin Grünwiedl (1901 – 1984) – Bericht aus der KZ-Hölle

Wir haben Resi Grünwiedl 1992 kennengelernt anlässlich der Beerdigung von Eugen Kesslers Frau. 1995 habe ich (Ingeborg Müller-Hohagen) ein langes Interview mit ihr geführt, nachdem wir uns schon sehr angefreundet hatten.

Am 25. August 1905 wurde sie in Niederbayern geboren, während ihre Mutter auf dem Feld arbeitete. „Da hat mich meine Mutter verloren.“ Sie wuchs in Armut auf. Mit vierzehn Jahren kam sie in Stellung zu einer Familie in der Nähe, wo sie sehr ausgenutzt wurde. Schließlich setzte sie es bei den Eltern durch, dass sie nach München gehen konnte, wieder als Haushaltshilfe.

Hier begegnete sie Martin Grünwiedl, den sie schon als Freund ihres Bruders kennengelernt und der sich 1930 den Kommunisten angeschlossen hatte. Sie verliebten sich ineinander und heirateten 1932. Beide waren aufmerksam für das Elend der Menschen und durchschauten insbesondere Hitlers Aufrüstungs- und Kriegspläne.

Resi arbeitete inzwischen in einer Zigarettenfabrik als Wickelmacherin. Über die Ungerechtigkeit in der Firma schrieb sie einen Bericht, der in einer Zeitung der *Kommunistischen Partei* veröffentlicht wurde. „Das war meine erste politische Handlung. Die waren alle so begeistert, weil endlich mal die

Ungerechtigkeit aufkam, wie sie ausgebeutet wurden. Auf mich haben sie ja keinen Verdacht gehabt. So einen Bericht hat mir keiner zugetraut.“ In der Früh vor ihrer Arbeit hat Resi Aufklärungsschriften gegen die Nationalsozialisten und Hitler vor Betrieben verteilt, vierzig Adressen hatte sie auf ihrer Liste.

Martin Grünwiedl war als Kommunist neben seiner Arbeit als Anstreicher politisch aktiv und dadurch bereits in der Weimarer Zeit polizeilich bekannt und registriert. Im Zuge der ersten Verhaftungsaktion der Nazis in München wurde er am 10. März 1933 ganz früh aus seinem Bett geholt und ohne Angabe von Gründen zuerst ins Polizeipräsidium, dann für drei Tage in die Strafanstalt Stadelheim und am 23. März 1933 in das gerade eröffnete Konzentrationslager bei Dachau verschleppt.

Auch nach diesem Schlag hat Resi weiter Schriften gegen Hitler und die Nazis verteilt. Dabei half es ihr, dass sie als dritte Frau in München den Motorradführerschein gemacht hatte. Zwei- bis dreimal in der Woche ist sie in die Gestapozentrale gegangen, hat sich bis zum zuständigen Adjutanten Rottenhuber durchgekämpft und ihn dringend „ersucht“, ihren Mann aus dem KZ zu entlassen. Das gelang ihr schließlich nach vielen Mühen – wie ein Wunder! Mit ungeheurem Mut, einer sagenhaften Hartnäckigkeit und grenzenloser Energie hat Resi also ihren Mann aus dem KZ Dachau befreien können. Ihre gemeinsame Freude war unbeschreiblich.

Nach seiner Entlassung verfasste Martin Grünwiedl in seiner Freizeit einen Bericht über seine grauenvollen Beobachtungen und Erlebnisse während der Haft im Konzentrationslager Dachau. Er wusste, in welche Gefahr er sich damit begab. In einer Sommernacht des Jahres 1934 traf er sich mit Resi, ihrer Cousine Therese Prummer und Parteifreunden – getarnt als Ausflügler – in der Pupplinger Au an der Isar. Mit einem Kopiergerät begannen sie, Martins Text unter dem Titel „Dachauer Gefangene erzählen ...“ zu vervielfältigen und mit Nadel und Faden zu einer Broschüre zusammenzubinden. In dieser Nacht drohte ein heftiger Regen mit schnell ansteigendem Hochwasser ihre mühsame Arbeit zu zerstören. Und immer die Angst, entdeckt zu werden! Diese Schrift, die im In- und Ausland verteilt wurde, führte schließlich zu einer ganzen Reihe von weiteren Verhaftungen. Bei Martin Grünwiedl ließ sich zwar nichts nachweisen – auch hier glaubte man nicht, dass ein „einfacher Arbeiter“ so etwas verfasst haben könnte –, trotzdem kam er zum zweiten Mal ins KZ Dachau.

Auch jetzt kämpfte Resi wieder mit allen Kräften um seine Freilassung. Erfolg hatte sie am Ende, indem sie sich an die hochschwangere Frau von Rottenhubers Nachfolger wandte. Resi drohte ihr mit der Vorstellung, was bei der Geburt alles schiefgehen könnte, wenn ihr Mann den Martin Grünwiedl ungerechterweise im KZ ließe. Frau Strohmeyer sagte zu, mit ihrem Mann zu sprechen. Nach verschiedenen Verwicklungen kam es dann tatsächlich zu seiner Freilassung.

Als ich Resi fragte, was die SS-Leute über sie gesagt haben, antwortete sie: „Wenn alle Frauen so wären wie Sie, Frau Grünwiedl, dann hätten wir kein Konzentrationslager.“

Sofort mit Beginn des Zweiten Weltkriegs wurde Martin Grünwiedl mit vielen anderen Kriegsgegnern erneut verhaftet. Aus dem Münchner Gefängnis wollte Resi ihn schon wieder befreien, doch dann wurde er ins Konzentrationslager Buchenwald überstellt. Da konnte sie nichts mehr ausrichten. Die Nazis hielten ihn bis zum Ende dort fest. Bei der Befreiung war er schwer krank – aber er hatte überlebt! Gemeinsam bauten Resi und er sich dann ihr Leben in München auf und waren weiterhin politisch tätig.

Martin Grünwiedl haben wir persönlich nicht kennengelernt, denn er starb bereits 1984. Aber durch Resis Erzählungen wie auch durch seinen atembeklemmenden Bericht aus der Hölle des KZ Dachau ist er uns fast so nahe gekommen, als wären wir ihm direkt begegnet.

Außerordentlich bewegt es uns, wie sie ihr Miteinander gelebt haben, wie sie füreinander einstanden, mit welchem Mut, mit welcher Unerschrockenheit, geradezu Impertinenz Resi um ihn gekämpft hat. Und dies machten sie beide unter der Perspektive ihres Kampfes für eine bessere Welt als die vor 1933 und erst recht die des Nazi-Staats. Resi, wie wir sie erlebt haben, war kein Mensch großer Worte. Doch wie sie und ihr Mann gehandelt haben, kann man nur so bezeichnen:

Sie waren zutiefst solidarisch. Und das angesichts einer Welt, die davon lebte, Menschen voneinander abzuspalten, tiefe, tödliche Gräben zwischen sie zu ziehen und auf solidarische Menschen, die nicht den Zielen des NS-Staats dienen wollten, erbarmungslos einzuschlagen. Wagnis Solidarität.

In dem Interview habe ich gefragt: „Du, sag mal, Resi, was hat dir denn die Kraft gegeben dazu, so um die Freilassung deines Mannes zu kämpfen?“ Ihre Antwort lautete: „Das weiß ich nicht. Ich hab’ gedacht: 'Er muss raus, das ist eine Unverschämtheit.'“ (siehe Jürgen und Ingeborg Müller-Hohagen, S. 46)

Und später sagte sie: „Ich hab’ sechs Jahre gebraucht, wie mein Mann gestorben war, bis ich überhaupt die Beileidskarten, die wo’s mir geschrieben haben, lesen hab’ können.“ „Das war ja eine ganz große Liebe zu deinem Mann.“ „Doch, doch. Das war auch die Zusammengehörigkeit mit der Partei.“ „Also so eine Verbundenheit auch mit der Partei.“ „Das war alles.“ ()

2. Spaltungen in unserer Berufswelt und Wege zu ihrer Überwindung

Psychologische Beratung und Therapie

In Dachau sind uns beiden, wie oben angesprochen, Abspaltungen hinsichtlich der Bedeutung der NS-Vergangenheit aufgegangen, die unbemerkt und trotz intellektuellen Wissens in uns bestanden hatten. Hätten wir uns darüber nicht so intensiv miteinander austauschen können, wären die weiteren Entwicklungen nicht möglich gewesen. So aber kam es dazu, dass wir nicht nur persönlich, sondern auch beruflich unseren Blick veränderten.

Dabei war für mich, Jürgen Müller-Hohagen, zunächst eine große Hürde zu überwinden. Zu meiner psychoanalytischen Ausrichtung gehörte es, möglichst wenig „Eigenes“ in die Therapie zu tragen. Meine zunehmende Aufgeschlossenheit für NS-Hintergründe, bedeutete das nicht eine solche Grenzüberschreitung, jedenfalls sofern ich direkt in solcher Richtung nachfragte? Oder auch: Handelte es sich dabei nicht um so etwas wie „Politisierung“? Beides habe ich sorgsam abgewogen und nur dann entsprechende Fragen gestellt, wenn dafür Stichworte kamen. Aber es geschah auch, dass offensichtlich allein durch mein inneres Offensein Unerwartetes geschah.

So war es damals, etwa 1985, in der Arbeit mit einem siebenjährigen Jungen, an der die Eltern und eine Großmutter zwar beteiligt waren, die wir aber nicht von vornherein als Familientherapie verstanden. Eher ging es um eine Entwicklungsberatung – allerdings mit dramatischem Hintergrund, hatte der Junge sich doch ein Jahr vorher ernsthaft umbringen wollen. Das aber schoben wir alle beiseite, spalteten es ab, konzentrierten uns vielmehr auf die massiven Geschwisterkonflikte – bis Markus in der sechsten Stunde so „lästig“ war, ständig das Gespräch unter den Erwachsenen zu unterbrechen: „Der Josef (jemand aus der weiteren Nachbarschaft) hat sich aufgehängt.“ Wir reagierten nicht darauf. Es brauchte noch eine zweite oder auch dritte „lästige“ Bemerkung von Markus, bis mir der Zusammenhang aufging: Damit sprach er ja seine eigene Selbstmordthematik an, die ich inzwischen verdrängt hatte!

Aber noch mehr kam heraus. Die Mutter gab sich einen Ruck: „Jetzt werde ich es sagen.“ Ihre ebenfalls anwesende Mutter rief erschreckt: „Tu das nicht!“ „Nein, das muss jetzt gesagt sein!“ war die Erwiderung der Mutter, und auf dem Boden des zwischen uns gewachsenen Vertrauens teilte sie mit: Markus' Großvater, der Vater des Vaters, hatte sich drei Jahre nach dem Krieg ebenso wie jetzt der Nachbar erhängt, und zwar wegen Erlebnissen aus dem Krieg, die er nicht verkraftet hatte. Niemand wisse bis heute, um was es sich dabei gehandelt habe. Sein Sohn, der Vater von Markus, habe von dem Selbstmord erst letztes Jahr von der Mutter erfahren, ausgelöst davon, dass Markus mehrfach davon gesprochen hatte, sich vor die U-Bahn werfen zu wollen. Die Kindheit und Jugend von Herrn D. aber waren überschattet gewesen von den Seufzern der Mutter: „Wenn du wüsstest, was mit deinem Vater war und was ich erlitten habe.“

In der außerordentlich offenen und bewegenden Arbeit mit der Familie konnten diese erschütternden Zusammenhänge klar herausgearbeitet werden: Markus' seinerzeitige Suizidalität

und seine heutigen Angstzustände hatten ganz wesentlich mit diesem verschwiegene Drama zu tun. Er hatte, wie es typisch ist für Kinder, ein Gespür für Verborgenes, hatte das Familiengeheimnis dunkel erahnt, konnte es aber nicht fassen, weil niemand ihn aufklärte, und war von daher den damit verbundenen unheilvollen Kräften hilflos ausgeliefert und dicht daran, das Handeln des ihm völlig unbekanntem Großvaters unbewusst zu wiederholen.

In der Arbeit mit dieser Familie, die sich also zu einer hoch intensiven Familientherapie gestaltet hatte, ist mir seinerzeit die Macht des Abgespaltenen, des Verdrängten und Verleugneten so plastisch aufgegangen, dass diese Erfahrung im Weiteren zu einem Motor und einem Kompass geworden ist, solche Zusammenhänge zwischen damals und heute für möglich zu halten. Das hat sich dann in der Folge wieder und wieder bestätigt – innerhalb der ganz „normalen“ Arbeit im Kinderzentrum München und ab 1986 in einer Erziehungsberatungsstelle. Hinzugekommen ist, dass es aufgrund meiner Veröffentlichungen mittlerweile in meiner Privatpraxis praktisch ausschließlich um diese Themen geht, auch heute noch, mehr als siebenzig Jahre nach dem Ende von NS-Herrschaft und Krieg.

Dabei sind immer wieder Erfahrungen zu machen, die dem verbreiteten Gerede, „das alles“ sei doch so lange her und man müsse nach vorne schauen, völlig entgegenstehen. Da kann ein junger Mann wegen Angst- und Verwirrtheitszuständen Hilfe bei mir suchen mit Blick auf meine speziellen Erfahrungen, weil er „irgendwie“ das Gefühl hat, es könne „was von damals“ mitspielen – und dann zeichnet sich bereits in der zweiten Stunde auf dem Boden eines bereits entstandenen Vertrauens, zugleich dank der Distanz in der therapeutischen Situation, etwas ganz Konkretes ab, das eigentlich schon immer mit Händen zu greifen gewesen wäre, das aber völlig abgespalten war!

Oder es kommt jemand zur Beratung, um zusätzlich zu einer bereits länger andauernden Therapie einen vielleicht doch vorhandenen Einfluss von Seiten des Vaters näher zu eruieren: Dieser hatte gegen die Nazis gearbeitet und war jahrelang im KZ eingekerkert. Aber nachher spielte das innerhalb der Familie keine Rolle, jedenfalls nicht auf der bewussten Ebene. Jetzt ergaben sich innerhalb von zwei Gesprächen ganz neue und sehr lebensförderliche Perspektiven für meinen Klienten.

Das Thema der Abspaltungen zieht sich also durch diese mittlerweile seit 35 Jahren erfolgreiche Arbeit an seelischen Nachwirkungen der NS-Zeit. Die ganze Bandbreite der Hintergründe wirkt hinein: Verfolgtsein, Widerstand, Täter- und „Mitläufer“-schaft, Flucht und Vertreibung, Bombenkrieg, Fronterfahrungen, Vergewaltigungen, Desorientierungen. Wie lösend es sein kann, wenn das endlich gesehen werden darf, ist wieder und wieder zu erleben. Natürlich geht dies in der Regel nicht ohne das, was Freud als Durcharbeiten bezeichnet hat, also durchaus eine längerfristige Arbeit rund um das so lange Abgespaltene.

Das Individuum im Schnittpunkt seiner Bezüge, das zeigt sich hier oft besonders deutlich. Zugleich können dann Zusammenhänge mit bis dahin verschütteten Dimensionen von Solidarität, Verbundenheit, zwischenmenschlichem Miteinander sichtbar werden. In dieser Weise die geschichtliche und auch die im weiteren Sinne politische Dimension in unsere beratende und therapeutische Arbeit einzubeziehen, muss also nicht unbedingt eine Politisierung im negativen Sinne bedeuten, sondern bringt nach meiner wieder und wieder gemachten Erfahrung oftmals eine Qualitätssteigerung auch der ganz „normalen“ Arbeit mit sich.

Schule

Schule kann so sehr ein Ort sein, in dem sich Spaltungen überwinden lassen. Dazu ist aber ein förderliches soziales Miteinander unerlässlich. So erinnere ich, Ingeborg Müller-Hohagen, mich immer wieder an die folgende Erfahrung in meiner Klasse an der Montessori-Schule in Wertingen. In der Freiarbeit, der Phase, während der die Kinder und Jugendlichen selbstorganisiert arbeiten, fiel mir seit drei Tagen Maximilian auf. Sonst arbeitete er motiviert und konzentriert, doch jetzt war er unruhig, unstill, lief vermehrt im Raum herum. Sein Gesichtsausdruck war finster, traurig, fast depressiv. Seine Verfassung schien ihn selbst zu stören, unlustig hockte er an seinem Platz, er

„bekam nichts auf die Reihe“. Ich fragte ihn schließlich, was los sei, und wir setzten uns auf die blaue Couch in der Klasse – ein guter Ort für Gespräche.

Maximilian redete schnell, es quoll aus ihm hervor: „Es hängt mit meinem Freund zusammen. Sein Vater ist schwer krank. Er hat Krebs. Er muss bald sterben. Er ist vor drei Tagen aus dem Krankenhaus gekommen. Ich gehe jeden Tag zu ihm hin. Er freut sich immer, wenn jemand kommt. Jeden Tag geht es ihm schlechter. Das macht mich ganz fertig. Ich muss immer an ihn denken. Aber ich kann ihm nicht helfen.“

Ich fragte Maximilian, ob er und der Vater des Freundes über den Tod gesprochen hätten. „Nein, das traue ich mich nicht.“

Maximilian wirkte so verantwortungsvoll und zugleich hilflos. Ich bewunderte ihn, wie er es schaffte, jeden Tag den Vater seines Freundes zu besuchen. In gewisser Weise machte er das sogar für seinen Freund noch mit, denn dem fiel es äußerst schwer, zum Vater ins Zimmer hineinzugehen. Ich drückte Verständnis für Maximilians schwierige Lage aus und sagte ihm schließlich, dass es jetzt wichtig sei, sich auf diese Besuche zu konzentrieren, und dass wir ihm eine Auszeit fürs Lernen gäben. Damit wurde ihm der Druck genommen, auch noch etwas Schulisches „schaffen“ zu müssen in dieser Zeit.

Unser Gespräch beruhigte ihn wohl etwas: „Das war jetzt gut.“ Ich dankte ihm für sein Vertrauen, und in den nächsten Tagen hatten wir viel Blickkontakt und haben auch hier und da miteinander gesprochen.

Nach dem Tod des Vaters seines Freundes brauchte er noch Zeit, bis er wieder Kräfte gesammelt hatte. Die zurückgelassenen Arbeiten holte er auf – das war das geringste Problem.

Aber jetzt erst konnte er sich der Klasse mitteilen. Im Kreis ergriff er das Wort: „Ich möchte euch etwas sagen ...“

Er hatte also längere Zeit seine große Sorge abgespalten und still gelitten. Nach unserem Gespräch hat er das überwunden und konnte seine solidarische Haltung dem Freund und dessen Vater gegenüber fortsetzen, ohne in Zwiespalt mit der schulischen Situation zu sein.

Ich denke an eine weitere Situation von exemplarischer Bedeutung für unser Thema: Solidarität – Wagnis und Herausforderung.

Als ich eine Gruppe von Schülerinnen und Schülern einer achten Klasse, die ich nicht weiter kannte, bei ihrem Besuch in der KZ-Gedenkstätte Dachau begleitete, nahm mich ein Junge zur Seite, während wir auf der seinerzeitigen Lagerstraße entlang gingen. Er war mir schon aufgefallen, weil er sehr viel von den Informationen, die er hörte, in eine Kladde schrieb. Er wollte mir etwas sagen – und die anderen sollten es nicht mitbekommen.

»Wissen Sie, mein Großvater war hier in Dachau. Ja, im KZ. Er ist auch hier gestorben.«

Ich schaute ihn an, er blickte zu Boden, vermied meinen Blick.

Meine Frage, ob seine Freunde oder seine Lehrer davon wüssten, verneinte er. „Sie dürfen es auch nicht weiter erzählen.“ Er machte eine längere Pause. Ich war mir nicht sicher, ob ich weiter fragen sollte.

Nach langen Minuten fuhr er fort:

„Meine Mutter hat mir gesagt, das soll ich niemandem sagen – wir reden nicht darüber.“

Auf meine Frage, ob er den Grund dafür wisse, sagte er leise: „Ich glaube, meine Eltern schämen sich deswegen, mein Opa war nämlich im Widerstand.“

„Warum meinst du, dass sich deine Eltern schämen?“

„Die im Widerstand waren ja nicht gehorsam – das hat jedenfalls unser Nachbar gesagt.“

„Da ist euer Nachbar noch heute der Meinung? Ist der heute noch auf der Seite der Nazis?“

Er blickte unsicher zu Boden.

Die Familie hat also den Großvater, der im Widerstand gewesen war, abgespalten, er durfte nicht erwähnt werden, er war tabu. Das ist sehr häufig vorgekommen nach 1945 und hat, wie hier zu erleben, oft auch noch Wirkungen bis heute.

Stattdessen sagte ich jetzt zu ihm: „Ich meine, ihr könnt in der Familie sehr stolz auf deinen Opa sein, er hat sich getraut, seine Meinung zu sagen, sich dem Gewaltssystem zu widersetzen – das haben nicht viele Menschen gewagt. Sag das doch bitte deinen Eltern.“

Er blickte mich an, erwiderte aber nichts.

Danach ging er einige Schritte schneller und gesellte sich zu seinen Klassenkameraden. Ich hatte ihm versprochen, den anderen nichts zu sagen.

Beim Abschied trafen sich unsere Blicke.

Wie viele Schüler tragen als Enkel oder bereits als Urenkel ein ähnliches Erbe ihrer Vorfahren mit sich herum – zum Teil unbewusst?

Wie viel Erleichterung kann es diesen jungen Menschen geben, wenn Ahnungen, eigenartige Gefühle, nebelhafte Erlebnisse bewusst werden, wenn Leid und Opfertum genannt werden können, wenn es keine Scheu mehr geben muss, zuzugeben, dass Vorfahren sich dem Mainstream widersetzt haben, nicht mit der gewaltsamen Naziherrschaft einverstanden waren und dies mit Entbehrungen und zum Teil mit dem Tod bezahlen mussten?

Ein Licht in die Vergangenheit zu schicken, damit Zusammenhänge klar werden, das sehen wir weiterhin als gemeinsame Aufgabe für uns alle. Dann können junge Menschen sich noch kompetenter überlegen, wie sie ihr Leben gestalten wollen. Solche Menschen wie dieser Großvater sind dann wichtige Fixpunkte, an denen man sich orientieren kann als Vorbilder, für die eigenen Überzeugungen einzustehen, notfalls Widerstand zu leisten für ein selbstverantwortliches Leben in Solidarität mit anderen Menschen.

3. Solidarität heute

1. Modellhaftes für den Schulbereich: Zum Beispiel die Zeugnisnoten

Hauptkampffeld für die Machtausübung von Pädagoginnen und Pädagogen ist das Notenzeugnis, das sie den Kindern und Jugendlichen zweimal im Jahr schriftlich ausstellen. Es enthält eine Auswahl von sechs Ziffern, mit denen die Leistung auf einer linearen Skala zwischen „sehr gut“ und „ungenügend“ festgeschrieben wird. Wie auch andere Pädagoginnen und Pädagogen frage ich: Geht das wirklich so simpel? Ist Leistung denn nicht weitaus komplexer, als sich mit diesem Primitivmodell abbilden lässt? Und besteht nicht geradezu zwangsläufig die Gefahr, das Kind als Ganzes mit diesen schlichten Teilbefunden gleichzusetzen? Muss es sich denn nicht als solches be- und vor allem verurteilt fühlen? Wo bleibt die in Pädagogenkreisen vielbeschworene Ganzheit des Kindes? Wo bleibt, um es theologisch auszudrücken, seine Gottesebenbildlichkeit? Oder der göttliche Funken, von dem Maria Montessori immer wieder gesprochen hat?

Seit mittlerweile vielen Jahren sind immer mehr Montessori-Schulen selbst oder gerade im notenfixierten Bayern aus diesem sinnlosen Machtsystem ausgestiegen und haben nach anderen Wegen gesucht, wie sich Lehrkräfte, Kinder, Eltern über Leistungen austauschen können.

Herausgekommen ist in einem spannenden Entwicklungsprozess etwas, das wir „Informationen zum Entwicklungs- und Lernprozess“, kurz IzEL, genannt haben – ganz ohne Noten, vielmehr in einem sehr differenzierten System von – und das ist entscheidend – Selbst- und Fremdeinschätzungen.

Von außen kommt immer wieder dieselbe Frage: „Geht denn so etwas? Leisten Kinder und Jugendliche auch ohne Notendruck?“ Und dann schauen die Fragenden erst recht verblüfft, wenn sie hören, wie der Prozess der Leistungsfeststellung an solch einer Schule vor sich geht. Da füllen doch tatsächlich nicht nur die Lehrkräfte die IzEL-Bögen aus, sondern ebenso die Kinder und Jugendlichen! Und dann setzen sie sich zusammen und vergleichen. „Da wird doch sicherlich recht gefeilscht?“ Nein, das verläuft meist in einer ausgesprochen ernsthaften und gesammelten Atmosphäre, und nicht selten kommt es vor, dass die Selbsteinschätzung der Kinder und Jugendlichen strenger ist als die der Erwachsenen. Unglaublich? Nein, es basiert auf deren Einsicht und Erfahrung, dass es wirklich um ihre ganz persönliche Entwicklung geht, um ihren eigenen,

durchaus auch eigenwilligen Weg. Da brauchen sie doch nicht zu feilschen um kurzfristigen Gewinn. Sie lernen gerade in dieser Situation etwas außerordentlich Wichtiges für ihr ganzes Leben, nämlich sich selbst einzuschätzen und dies mit den Eindrücken von außen zu vergleichen und dann zu einem gemeinsamen Ergebnis zu kommen. Selbstreflexion, Selbsteinschätzung, Selbsterkenntnis bezüglich der eigenen Stärken und Schwächen markieren wichtige Meilensteine auf dem Entwicklungsweg. Insgesamt geht es hier nicht nur um graduelle Verbesserung eines Beurteilungssystems, sondern um einen Quantensprung in ganz andere Logiken des Miteinander. Raster für diesen kreativen Verständigungsprozess sind eben jene IzELs, ein etwa zehneitiges Heft mit einer Vielzahl von Kategorien wie zum Beispiel: Rechnen mit Brüchen, Rechnen mit Dezimalbrüchen, Umformen von Gleichungen und Termen, Prozentrechnung und Promillerechnung.

Als persönliche Kompetenzen in bezug auf das Sozialverhalten sind dort aufgeführt: Hat positiven Kontakt zu Mitschülerinnen und Mitschülern, hält sich an gemeinsame Regeln, äußert Wünsche und Kritik angemessen, kann Kritik annehmen, nimmt Rücksicht auf andere, trägt zur Konfliktlösung bei, übernimmt Verantwortung für die Gemeinschaft, geht verantwortlich mit Sachen um.

Unter Arbeitsverhalten heißt es: Ist motiviert zu arbeiten, plant und organisiert die Arbeit, arbeitet selbstständig, arbeitet konzentriert, arbeitet ausdauernd, führt Arbeiten zu Ende, legt Wert auf gute Ergebnisse und ansprechende Gestaltung, kann im Team arbeiten, beteiligt sich aktiv an Gesprächen.

Und angekreuzt wird überall nicht von 1 bis 6, sondern nach Kriterien wie Anfänge, Basiskenntnisse, gesicherte Kenntnisse, vertiefte Kenntnisse oder nach den Kriterien selten, wechselnd, häufig, fast immer.

Das alles ist schon für die Kinder der Grundschule unmittelbar nachvollziehbar, und so können sie im Gespräch mit den Pädagoginnen und Pädagogen alle diese Einschätzungen konkret entwickeln: „Nein, ich glaube, da hast du mich zu gut gesehen, das mit den Wortarten kann ich eigentlich nicht so richtig, da müsste ich noch sicherer werden.“ So zum Beispiel hat es sich zunächst angehört. Und ich als Lehrerin antwortete: „Das sehe ich aber anders.“ Da bat mich Ralph: „Kann ich mir das bis morgen noch einmal überlegen?“

Solche Gespräche sind für mich die allerwichtigste Friedensarbeit.

Insgesamt gesehen, stellt die Verwendung der IzEL, sofern ihr Potenzial wirklich ernstgenommen wird, weit mehr dar als nur eine rein methodische Alternative zum herkömmlichen Notensystem. Vielmehr ermöglicht sie in der beschriebenen Weise eine Begegnung mit den Kindern und Jugendlichen wirklich auf Augenhöhe. Das ist eine tiefgreifend veränderte Art des Miteinander, eine neue Logik des Schulalltags.

2. Modellhaftes für Psychologie und Psychotherapie: Kooperationen

Das Thema der Kooperationen wird hier stellvertretend für vieles andere angesprochen, bei dem wir in unserer Arbeit Zusammenhänge mit Solidarität sehen. Dabei liegen für uns in dem soeben angesprochenen Umgehen auf Augenhöhe, dem Ringen um wechselseitige Achtung und Dialog zwischen allem Beteiligten ganz zentrale Verbindungslinien hin zu dem, was wir als Solidarität verstehen.

25 Jahre lang habe ich, Jürgen Müller-Hohagen, im „Sozialen Brennpunkt“ München Hasenberg als Leiter einer Erziehungs- und Familienberatungsstelle gearbeitet. Was ich zuvor schon im Kinderzentrum München an Zusammenarbeit zwischen den verschiedensten Berufsgruppen erfahren konnte, ließ sich dort fortsetzen oder sogar noch erweitern in der intensiven Mitarbeit innerhalb der ausgezeichneten Kooperations- und Vernetzungsstruktur im Stadtteil. Das korrespondierte eng damit, bei den Bewohnerinnen und Bewohnern nicht nur ihre Defizite zu sehen, sondern gerade ihre großen Fähigkeiten für Problemlösungen. Und dazu gehörten auch ihre ausgeprägten Qualitäten im Miteinander, in wechselseitiger Unterstützung, in Solidarität.

Ein Highlight in dieser Hinsicht, das aber für ganz München gilt, lag in der Zusammenarbeit mit Kinderkrippen. Basierend auf einem Vertrag mit der Stadt München, also in klar strukturierten Verhältnissen, hat sich hier eine ganz ausgezeichnete Kooperation zwischen den Krippen der Stadt wie der Freien Träger mit den Erziehungsberatungsstellen und anderen Diensten etabliert, einschließlich einer hervorragenden Zusammenarbeit mit dem Jugendamt bzw. der Bezirkssozialarbeit. Oftmals konnten erst durch diese gleichberechtigte Kooperation Belange, Vorbehalte, Hindernisse auf Seiten der Familien aus dem Unbewussten hervorkommen und sich dann Lösungen finden lassen, zum Wohle der Kinder, aber auch aller weiteren Beteiligten. Das ist ein wunderbares Beispiel für das, was heute gebraucht wird.

Ähnliche Erfahrungen ließen sich in der Zusammenarbeit mit einer Einrichtung der berufsbezogenen Jugendhilfe machen, in der junge Menschen mit schwierigem Lebenshintergrund sich in verschiedenen Angeboten der Berufswelt annähern können. Auch hier war ein von außen kommendes „psychologisch-therapeutisches Clearing“, so nannten wir es, oft von frappierendem Erfolg – aber dies nur durch das Zusammenwirken aller Beteiligten auf Augenhöhe.

Zugleich sei die Beobachtung nicht verschwiegen, dass wir Fachkräfte im psychosozialen Bereich uns oftmals nicht leicht tun mit solchen Kooperationen. Dabei kann, und dies scheint speziell für PsychotherapeutInnen zu gelten, gerade die Qualität unseres Wirkens ein erhebliches Hindernis darstellen. „Wir machen doch so gute Arbeit“ – ja, aber sind wir wirklich ausreichend in der Lage, uns auch in die Schuhe anderer Professionen hineinzusetzen? Und auch bei unseren KlientInnen in andere als die psychotherapeutisch relevanten Dimensionen? Etwa in ihre reale Lebenssituation mit drohender oder schon eingetretener Arbeitslosigkeit, Armut, Einsamkeit? Wir meinen es – aber wie weit stimmt es?

Gegen solche Infragestellungen kommt dann leicht der Aufschrei: „Was sollen wir denn noch alles machen?“

3. Eine veränderte gesellschaftliche Matrix des Miteinander

Der soeben zitierte Ausruf, den viele von ihnen sicherlich auch kennen, markiert zweierlei:

1. ein defensives Ausweichen vor den sich uns Fachkräften aus Psychologie und Psychotherapie stellenden Aufgaben, über den Tellerrand unserer Professionen hinauszuschauen zum Wohl unserer KlientInnen

2. einen völlig angebrachten Protest dagegen, dass in unserer Gesellschaft dem psychischen Bereich, d.h. den „Betroffenen“ wie auch den „zuständigen Fachkräften“ Verantwortlichkeiten aufgebürdet werden, die in Wirklichkeit nur kollektiv, d.h. politisch lösbar sind.

Eine Matrix unseres heutigen Zusammenlebens im Sinne einer untergründigen, alles durchdringenden Grundstruktur im Gesellschaftlichen wie im Individuellen ist die Fixierung auf das isolierte, das aus seinen sozialen Bezügen weitgehend abgespaltene Individuum. Es ist eine Matrix der Vereinzelung. Das Notensystem mit seiner individuumfixierten Leistungsfeststellung ist dessen machtvolle Manifestation.

Was wir demgegenüber hinsichtlich der Informationen zum Entwicklungsprozess angesprochen haben, bedeutet, wenn es wirklich konsequent umgesetzt wird, nicht nur eine methodische Abänderung, sondern einen regelrechten Quantensprung in einen anderen Umgang mit uns als sozialen Wesen. Es ist ein konkretes Beispiel für eine mittlerweile sich abzeichnende Matrix von Miteinander und Solidarität.

Unsere Arbeitswelt und damit unser Leben insgesamt werden sich in den nächsten Jahren noch radikaler verändern als bisher schon: Stichworte Globalisierung, Digitalisierung, Industrie 4.0. Prognosen gehen dahin, dass Millionen Arbeitsplätze wegfallen werden, ohne dass adäquater Ersatz unmittelbar verfügbar sein wird. Der soziale Zusammenhalt wird enorm strapaziert. Tiefgreifende gesellschaftliche Spaltungstendenzen sind weltweit zu sehen und wecken große Besorgnis. Angesichts dessen ist die Verteidigung des mühsam erreichten sozialen Miteinander die wahrscheinlich drängendste Aufgabe der Gegenwart.

Gerade vor dem Hintergrund unserer Erfahrungen in Dachau meinen wir allerdings, dass allein die Bewahrung des sozialen Status quo wohl nicht ausreichen wird. Vielmehr braucht es in unserer Sicht einen geregelten Übergang in eine auf gesellschaftlicher Ebene entwickelte und politisch strukturierte Grundmatrix von Miteinander und Solidarität, ein tiefgehendes Umdenken und Umfühlen. Anderenfalls erwarten uns noch weit mehr Spaltungen und damit verbundene Gewalt, als wir sie jetzt schon erleben. Umso wichtiger ist die Mahnung durch das Tagungsthema: Spaltung ist auch keine Lösung.

Was aber ist heute überhaupt unter Solidarität zu verstehen? Dieser Begriff hat schon viele Deutungen erfahren: Solidarität der Arbeiterklasse, internationale Solidarität des real existierenden Sozialismus, Eintreten der 68er Bewegung für Vietnam und die Unterdrückten dieser Welt, heutiges Beschwören von zwischenstaatlicher Solidarität in Europa angesichts des weltweiten Flüchtlingsdramas...

Es ist interessant, zum Beispiel in der „Tagesschau“ taucht dieses Wort zunehmend auf, während es jahrzehntelang in Westdeutschland ein Unwort war oder nur Verwendung fand etwa im Sinne des sogenannten Solidarsystems Rentenversicherung. Offensichtlich rückt „Solidarität“ im vereinigten Deutschland – und nicht nur dort – allmählich wieder vor in unseren kollektiven und individuellen Deutungshorizont. So haben wir beide uns die Mühe gemacht, ein Jahr lang in den uns verfügbaren Zeitungen Artikel zu sammeln, in denen dieses Wort verwendet wurde. Das wurde eine Zusammenstellung eindrucksvoller, bewegender Aktivitäten. Wir haben konkret gemerkt, wie viel es an Solidarität in unserer oft so kalt wirkenden Gesellschaft gibt. Zugleich wurde nochmals die Unschärfe dieses Begriffs deutlich, den heute übrigens auch rechtsextreme Gruppierungen für sich reklamieren.

Solidarität innerhalb einer Gruppe, etwa einer Familie, unter Freunden, aber auch in einem ganzen Land oder innerhalb der EU – stets handelt es sich um Solidarität innerhalb der Grenzen eines partikularen Wir, das sich gegen wie auch immer verstandene Andere abgrenzt. Demgegenüber sehen wir aber das Modell der Zukunft in etwas anderem, nämlich in einer Grenzen überschreitenden Solidarität. Dafür stehen Eugen Kessler, Resi und Martin Grünwiedl und viele Häftlinge aus den KZ als Vorbilder vor uns, wenn wir sie denn sehen wollen. So haben sich dort trotz extremer Bedingungen und Gefahren Kommunisten für Christen eingesetzt, Arbeiter für Studenten, Deutsche für Ausländer u.v.m. Dies ist für uns eindeutig das gebotene Modell, wenn die Menschheit sich heute und in näherer Zukunft nicht völlig in Partikularinteressen, gesellschaftlichen Spaltungen, gnadenlosen Kriegen, millionenfachen Entwurzelungen verlieren will.

Es muss allerdings darauf hingewiesen werden, dass nach Solidarität strebendes Verhalten sowohl auf politischer wie individueller Ebene immer noch in erstaunlichem Maße ein Risiko bedeuten kann: Wagnis Solidarität. Solidarisches, altruistisches, auf den Mitmenschen gerichtetes Verhalten stößt unter Umständen auf geradezu eisige Ablehnung von außen. Es gibt hier regelrechte Polarisierungen in unserer Gesellschaft.

Wie ist das zu erklären? Einen – bisher eher kaum beachteten – Grund sehen wir darin, wie nach 1945 in Deutschland – hier betrachten wir jetzt nur die BRD – mit dem linken Widerstand gegen die NS-Gewalt umgegangen wurde und dabei auch mit der dort gelebten Solidarität. Das war, wie wir es genannt haben, ein „großes 'Vergessen'“, aber ein absichtsvolles „Vergessen“, Beiseiteschieben, Abspalten von beispielhafter Solidarität (siehe Jürgen und Ingeborg Müller-Hohagen, S. 169 - 190). Sie wahrzunehmen hätte für die Mehrheit der ehemaligen Volksgenossen bedeutet, sich eigene Mängel, eigenes Versagen eingestehen zu müssen. Das galt und gilt es dann zu vermeiden. Solidarität, die wirklich Grenzen zu überschreiten sucht, hat es weiterhin schwer. Auch darauf möchten wir in diesem Vortrag hinweisen. Umso wichtiger ist es, im therapeutischen Bereich aufmerksam zu sein für gelebte Solidarität wie auch für deren Verletzung.

Wir meinen, dass uns dabei Menschen wie Eugen Kessler, Resi und Martin Grünwiedl, die sich damals den Herausforderungen ihrer Zeit gestellt haben, ein Modell sein können. Wie die Wege heute aussehen, das allerdings müssen wir selber herausfinden.

4. Statt einer Zusammenfassung: Einige Ausblicke für die psychotherapeutische Praxis

Die Folgerungen von Psychotherapeutinnen und Therapeuten aus dem zuvor Gesagten sind hoffentlich weit vielfältiger und individueller, als wir beide das in wenigen Punkten zusammenfassen können:

1. Umgehen miteinander, Dialog, Ringen um wechselseitige Achtung sind für uns ganz entscheidende Verbindungslinien hin zu Solidarität. Umgekehrt gesehen, kann selbst in gut gemeinter und gut „gemachter“ dialogischer Arbeit etwas Wichtiges fehlen, wenn sie nicht von einem auch politisch verstandenen Solidaritätsverständnis getragen ist.
2. Kooperation, Kooperation, Kooperation, darin stecken ganz wichtige Schritte sowohl in Richtung der Erhaltung des sozialen Status quo als auch einer Grenzen überschreitenden Solidarität. Das muss auf den ersten Blick nicht spektakulär wirken – aber eigentlich ist es sensationell in unserer aufspaltungsfixierten Welt. Wir meinen, die Arbeit mit den Informationen zum Entwicklungs- und Lernprozess und die Zusammenarbeit zwischen Münchener Erziehungsberatungsstellen und Kinderkrippen sind wunderbare Beispiele dafür. Wir rufen dazu auf, in dieser Richtung weiter voran zu gehen bzw. sich nicht beirren zu lassen von den vielfältigen Beteuerungen, „so etwas gehe doch nicht“.
3. Einmischen in die gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen der näheren Zukunft durch Psychotherapeutinnen und Therapeuten dürfte immer noch wichtiger werden, um ein weiteres Auseinanderdriften in der Gesellschaft zu verhindern. Auch die Berufspolitik wird hier wohl sehr gefordert sein.
4. Wahrscheinlich wird sich der Spagat für unser Berufsfeld noch vergrößern, einerseits die Begünstigten der Veränderungsprozesse bei ihrer Selbstoptimierung noch zu fördern, andererseits den „Verlierern“ beizustehen, denen ihr „Versagen“ dann noch als Ausdruck persönlicher Mängel zugeschrieben wird. Demgegenüber Solidarität mehr und mehr in den Fokus unserer Arbeit zu nehmen, sollte noch mehr als bisher schon eine wichtige Leitlinie für uns werden.
5. Das Verhältnis von Verbundenheit und Autonomie ist in unseren neoliberalen Verhältnissen während der letzten Jahrzehnte immer noch weiter in Richtung auf Autonomie verschoben worden, die allerdings oft nur eine Pseudoautonomie darstellt. Psychotherapie mit ihren vielfältigen Erfahrungen schon aus der Einzel- und besonders aus Partnerschafts- und Gruppenarbeit hat hier viel mitzuteilen und kann Veränderungen anmahnen.
6. Das Thema einer als fehlend erlebten Resonanz in den zwischenmenschlichen Beziehungen, aber auch in der Gesellschaft insgesamt taucht zunehmend in der allgemeinen Wahrnehmung auf. Auch hier ist nach unserer Erfahrung Psychotherapie ein hoch bedeutsamer Ort, wo das gelebt wird, aber auch noch mehr als bisher über das „Sprechzimmer“ hinaus weitergegeben werden könnte.
7. Ganz anders als vor dreißig Jahren werden heute im psychotherapeutischen Bereich seelische Auswirkungen aus der Geschichte wahrgenommen. Insbesondere wird viel über kriegsbedingte Traumatisierungen und deren transgenerationale Übertragung gesprochen. Kriegskinder- und Kriegsenkelthemen finden reges Interesse. Weiterwirkende Folgen von NS-Täterschaft, „Mitläufertum“, „Arisierungen“ usw. geraten allmählich, wenn auch immer noch zögernd, in den Blick.

Als nächsten Schritt wünschen wir es uns in diesem Zusammenhang, dass Solidarität in ihrer Vielfalt, in ihrer Stärke, ihrer Humanität, dabei besonders eine Solidarität, die auch Grenzen überschreiten kann, endlich den Platz in unserer Gesellschaft und in unserem Bewusstsein einnimmt, der ihr zukommt. Das halten wir für unerlässlich im Sinne einer menschenfreundlichen Gesellschaft. Psychotherapie kann dabei bedeutende Beiträge leisten. Wir arbeiten doch immer wieder mit daran: „Spaltung ist nun wirklich keine Lösung!“

